

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Horst-Eberhard Richter

Das Ende der Egomane

Die Krise des westlichen Bewusstseins

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

Inhalt

Vorwort	11
1 Was der 11. September immer noch lehren könnte ...	15
2 Alles Leben vollzieht sich in Gegenseitigkeit. Zwei klinische Beispiele	23
3 Ich oder Wir?	28
4 Die Geburt des Individuums	37
5 Der Anteil des Analytikers im therapeutischen Dialog	41
6 Das Mitfühlen – eine natürliche Anlage	50
7 Der Einzelne und das Ganze – Carl Gustav Carus ...	57
8 Übermensch versus Gutmensch – Nietzsche	61
9 Wo Es war, soll Ich werden – Freud	66
10 Die Bindungstheorie – Bowlby und Parkes	74
11 Ich und Du – Martin Buber	82
12 Die soziale Vision der 70er-Bewegung	90
13 Hitler als Symptom	101
14 Die Ausrottungsmentalität und ihre Kritiker – Anders und Lifton	106
15 Narzisstischer Rückzug	119
16 Kampf um das Bewusstsein	125
17 Biomedizin am Scheideweg	132
18 Doping und Egomane	144
19 Patriotismus als Erlösung aus der Vereinzelung	149
20 Bush ist kein Mandela	155
21 Ungleich gezählte Menschen	170
22 Spuren eines Einstellungswandels der Deutschen ...	176
23 Die Bewegung der Globalisierungskritiker – attac ...	181
24 Afrika, Aids und eine Hoffnung	192
25 Die Frauen und der männliche Gotteskomplex	196
26 Vor dem Anderen ist das Ich unendlich verantwortlich	210
Literaturhinweise	215

Vorwort

Manie heißt in der Psychiatrie eine Krankheit. Wer von ihr befallen ist, strotzt vor Selbstüberschätzung, hält sich für das Maß aller Dinge und lässt sich in seinen Ansprüchen durch keine Bedenken oder Schuldgefühle hemmen. Niemand ist da, vor dem der Maniker sich verantworten zu müssen glaubt. Er sieht keine Bindung mehr, die ihn verpflichtet oder die ihm selbst Halt geben könnte oder müsste. Wer sich in dieser Weise plötzlich in seinem Wesen verändert, wird zumeist als Patient erkannt und hat damit das Glück, zum eigenen Wohl und zum Schutz seiner Angehörigen in psychiatrische Betreuung zu gelangen.

Manische Züge können aber auch in chronischer Form in eine Charakterstruktur so eingebunden sein, dass die Pathologie der Größenideen schwer durchschaubar wird. Intelligenz, Willenskraft und suggestive Ausstrahlung können solche Persönlichkeiten sogar instand setzen, mit ihren Grandiositätsvisionen große Gruppen mitzureißen. Die Gruppe, die Organisation oder eine ganze Ethnie wird auf diese Weise von Selbstüberschätzung und rücksichtsloser Ansprüchlichkeit erfüllt, wozu der Verführer in der Regel nur deswegen erfolgreich beitragen kann, weil ihm die Mitwelt bereits mit passenden Erwartungen entgegenkommt. Sogar demokratische Strukturen schützen nicht automatisch davor, dass solchen Typen der Aufstieg zur Spitze gelingt.

Aber was ist, wenn der Geist einer ganzen Kultur von manischen Zügen gefärbt ist? Betrachtet man die neuere Entwicklung im Westen, so kann man sich schwerlich der Deutung Freuds von 1930 entziehen, dass der westliche Mensch sich mehr und mehr durch Verinnerlichung Züge angeeignet habe, mit denen er zuvor in gläubiger Verehrung das Bild Gottes ausgestattet sah. In einem einzigartigen Eroberungszug, gestützt auf technische Ausnützung wachsenden Wissens, ist der Westler inzwischen so etwas wie ein »Prothesengott« (Freud) geworden, der in manischer Überheblichkeit nahe daran ist, sich mit seinen technischen Machtmitteln zu verwechseln, speziell mit seiner neuen Herrschaft über die Gene, durch die er in eine ungeahnte Schöp-

ferrolle hineinzuwachsen im Begriff ist. Zudem hat er sich ein atomares Zerstörungspotential verschafft, das einen amerikanischen General beim Anblick der Bombardierung Hiroshimas bereits an die Verhängung des Jüngsten Gerichtes von Menschenhand denken ließ.

Zur manischen Krankhaftigkeit passt auf der anderen Seite die Verleugnung der eigenen Zerbrechlichkeit oder – andersherum formuliert – das wahnhafte Erstreben einer totalen Unabhängigkeit. Damit geht die Unfähigkeit einher, sich in eine Welt sozialer Gerechtigkeit einzufügen oder eine solche überhaupt für notwendig zu halten. Vielmehr ist alles auf ein Siegen-Müssen abgestellt, Siegen über die Konkurrenz, Siegen über die Naturgewalten, Siegen aber auch über diejenigen eigenen Gefühle, die schwach machen, wie Skrupel, Bangen, Hingabe, Leiden, vor allem auch Mitleiden. Denn in all dem steckt Abhängigkeit, deren Fesseln man unbedingt loswerden will.

Genau wie der manisch Kranke fürchtet, aus der Höhe seiner rauschhaften Grandiosität und scheinbaren Allmacht in ein depressives Loch zu stürzen, so soll der Fortschritt, wie er noch immer verstanden wird, uns von den Resten von Ohnmacht und Hilflosigkeit befreien, die umso mehr schrecken, als man sich keiner Instanz mehr sicher ist, die Trost und Versöhnung spenden könnte.

Geradezu idealtypisch hat es die führende Weltmacht übernommen, diese manischen Züge sinnfällig zum Ausdruck zu bringen. Hier führt die Wissenschaft die Expedition der Gentechniker und Biomediziner an, die in neuer Variante Huxleys »Schöne Neue Welt« planen und die Evolution in die eigenen Hände nehmen. Hier ist man allen anderen in militärischer und wirtschaftlicher Macht so weit voraus, dass man es nicht mehr nötig zu haben glaubt, sich etwa bei Umweltschutz-Konventionen, bei der Kontrolle der Biowaffen oder bei dem Vorhaben eines Internationalen Strafgerichtshofes gemeinsamen Vereinbarungen unterwerfen zu müssen. Ein gigantischer Raketen-schutzschild, gegen den ABM-Vertrag durchgesetzt, soll erlauben, alle anderen atomar zu bedrohen, ohne eigene Verletzung befürchten zu müssen.

Der 11. September hat mehr lädiert als den Unbezwingbar-

keitsglauben der Amerikaner. Er hat das gesamte westliche Selbst in seinen manischen Allmachtsträumen erschüttert. Er hat Ängste bloßgelegt, deren panische Abwehr wiederum an den Trotz der psychotischen Maniker erinnert, die alle mäßigenden und beschwichtigenden Einwirkungen zurückzuweisen pflegen, um sich in ihrem himmlischen Selbstgefühl nicht irritieren zu lassen. So hat sich der Westen auf der Stelle um die verwundete Führungsmacht geschart, nicht um eine gezielte Verfolgung der Täter aufzunehmen, die man ja bis heute nicht einmal identifiziert hat, sondern um sich selbst und aller Welt diejenige Art von kriegerischer Power vorzuführen, die gerade nicht, wie eben bewiesen, vor den Mitteln des modernen Terrorismus schützt. Die notwendige Bestrafung der eigentlichen Täter ist eine Sache. Eine andere ist es, aus der unerwartet aufgedeckten eigenen Verletzbarkeit zu lernen, dass der bisher eingeschlagene Weg zur Erfüllung der Allmachtshoffnungen in die Irre führt. Das herrschende egomanische Selbstbild ist also in Frage zu stellen, und es gilt zu lernen, dass ein Fortschritt zu kultureller Humanisierung nur gemeinsam und in Gerechtigkeit, nicht aber, wie es heute noch scheint, im Siegen der einen und im Zurücklassen der anderen möglich ist.

Ob das je gelernt werden kann, hängt nicht von klugen Theorien oder von moralischen Appellen ab, sondern davon, ob sich spontan ein Bewusstsein der Verbundenheit und des Aufeinander-Angewiesen-Seins ausbreitet. Für die EgoManiker klingt das nur nach Einschränkung, Verzicht, nach altmodischem Gutmenschentum. In Wahrheit heißt es, die heutige Stufe, die immer noch von der Unreife überkompensatorischer männlicher Omnipotenzträume charakterisiert ist, endlich in Richtung einer weiter ausgreifenden sozialen Sensibilität und eines gestärkten erwachsenen Verantwortungsbewusstseins zu überschreiten.

Dieses Buch wäre kaum ohne die Ermutigung entstanden, die sich aus den neuen Befunden von über 30 Jahre zusammen mit Elmar Brähler durchgeführten psychologischen Längsschnitt-Studien, zunächst in Westdeutschland, dann in Gesamtdeutschland, ablesen lässt. Die neuen Selbstbilder zumindest der Deutschen weisen unmissverständlich in die Richtung einer

Wendung von einer ausgeprägten Ich-Gesellschaft zu einer Wir-Gesellschaft mit entsprechender Betonung von größerer sozialer Nähe und erhöhter Verantwortungsbereitschaft hin (s. Kapitel 22). Hinzu kommt nun das rapide spontane Anwachsen einer neuen internationalen sozialen Bewegung, die sich mit konkreten Projekten zur Überwindung der Ungerechtigkeiten der Globalisierung sowie mit grünen und friedenspolitischen Themen befasst. Ich meine attac, eine Organisation, die sich momentan schneeballartig in Hunderten von deutschen Gemeinden verbreitet und mir selbst die Gelegenheit zu aktiver Teilnahme verschafft hat. Auch diesem Phänomen werden sich die nachfolgenden Ausführungen genauer widmen.

»Das Ende der Egomane« heißt der kühne Buchtitel. Natürlich ist die kulturelle Egomane noch nicht zu Ende. Sie wird, wie auch in der Regel die individuelle manische Krankheit, alle Anstrengungen aufbieten, um sich trotz ihrer selbstzerstörerischen Tendenz noch weiter zu behaupten. Aber als vertretbares Projekt ist sie am Ende, und es ist, als müsste sie mit dem entfesselten absurden Bombenkrieg nur ihre Pathologie bzw. ihren geistigen Bankrott noch einmal vor aller Welt drastisch beweisen.

* * *

Ich danke Elmar Brähler für eine langjährige freundschaftliche Zusammenarbeit bei den empirischen sozialpsychologischen Untersuchungen. Viel verdanke ich auch dem kontinuierlichen Austausch im Kreis der Ärztinnen und Ärzte für Frieden und Soziale Verantwortung (IPPNW), deren kritische Stimme gerade jetzt im Lärm des kriegerischen Zeitgeistes nicht überhört werden sollte.

Es gibt keinen Frieden ohne eine gerechtere Gesellschaft, aber auch keine gerechtere Gesellschaft ohne Frieden.

1.

Was der 11. September immer noch lehren könnte

Als ich die Gedankenführung dieses Buches schon fast fertig entwickelt hatte, kam der Terroranschlag vom 11. September 2001. Es hieß sogleich, die Welt sei nun nicht mehr dieselbe wie zuvor. Inzwischen weiß man oder sollte man wissen, dass die Welt nur nicht so ist, wie man glaubte, dass sie sei. Unser westliches Selbstverständnis hatte sich an einem ganz wesentlichen Punkt getäuscht, mit dem sich die folgenden Ausführungen ausführlich beschäftigen werden. Man muss jetzt die Hoffnung als trügerisch erkennen, dass der Erwerb der höchsten Machtmittel unangreifbar mache oder dass es eine Unabhängigkeit gäbe, die Leidfreiheit verspräche. Aber diese Einsicht ist schwer erträglich, weil sie an dem Fundament eines gemeinsamen Ersatzglaubens rüttelt, der sich an die Stelle der einstigen gemeinsamen Gottergebenheit gesetzt hat. Die ausgebrochenen panikartigen Befürchtungen richten sich zwar nun auf das äußere feindliche Böse, aber im letzten Grund entstammen sie einer tiefen Selbstunsicherheit. Man ahnt: Es war keine bloße Unachtsamkeit, kein einfaches Versehen, dass der Westen von einer kleinen, so gut wie unbewaffneten Verschwörergruppe ins Herz getroffen werden konnte. Die Ahnungslosigkeit hat eine tiefere Wurzel. Man konnte nicht sehen, was man nicht sehen wollte. Nämlich dass wir alle voneinander abhängig sind und dass keine noch so großartig ausgebaute asymmetrische Herrschaftsposition an diesem gegenseitigen Aufeinander-Angewiesensein das Mindeste ändern kann. Diese einfache Tatsache liegt weitab von unserer traditionellen Vorstellung. Diese überträgt das individualistische Menschenbild, wie es sich nach der Renaissance bis in die Gegenwart fortentwickelt hat, auf das Ganze der westlichen Kultur. Die Fortschrittskultur dient dazu, das Individuum zunehmend der Machtvollkommenheit anzunähern, die dem mit-

telalterlichen Menschen in der Gestalt Gottes Verlässlichkeit und Sicherheit versprach. Dieses Allmachts-Streben hat zu dem unerbittlichen Wettstreit um Überwindung natürlicher und sozialer Abhängigkeiten geführt und schließlich zur Vormachtstellung einer Nation, die über das überragende Potential an Offensiv- und Abwehrwaffen verfügt, über die stärkste Wirtschaftskraft, die fortgeschrittenste Medizin, den höchstentwickelten Sicherheitsdienst, und die kurz davor steht, sich mit einem Raketenschutzschild auch noch gegen Gefahren aus dem Weltraum unversehrbar zu machen. Wenn irgendwo, dann sollte hier doch der Ort sein, wo der Mensch den Triumph eines Höchstmaßes an Selbstbestimmung und Selbstsicherung feiern könnte. Nun wird diese Illusion in grauenhafter Weise entlarvt. Mehr als 3000 Menschen starben in dem Doppelturm, der die Grandiosität und die Beinahe-Allmacht der westlichen Zivilisation im Land ihrer imposantesten Entwicklung versinnbildlichte. Dazu bedurften einige wenige terroristische Angreifer nicht einmal einer einzigen Handfeuerwaffe. War die Tragödie wirklich unvorhersehbar?

Keineswegs. Denn Jahr für Jahr wurde der Weltöffentlichkeit in kleinem Maßstab vorgeführt, was sich jetzt im Großformat abgespielt hat. In Israel/Palästina tobt unentwegt auf einem kleinen Fleck Erde ein unerbittlicher Kampf zwischen zwei höchst ungleichen Gegnern. Der eine ist hoch, sogar atomar gerüstet, der andere ist schwach, arm und scheinbar ohnmächtig, lässt sich dennoch nicht »totrüsten«. Noch so in die Enge getrieben und gedemütigt, verbleibt ihm immer noch als letzte Waffe der selbstmörderische Anschlag. Die heimliche Macht des Ohnmächtigen und die verdrängte Ohnmacht des Mächtigen gleichen einander aus und machen die undurchschaute wechselseitige Abhängigkeit beider Gegner schlagartig sichtbar. In der Gemeinsamkeit des Leides, das sich beide gegenseitig zufügen, könnten sie das unlösbare Miteinander-Verbundensein erkennen.

Einmal sah es schon so aus, als käme den Kontrahenten diese Einsicht, als sie mit den Osloer Vereinbarungen auf einen Befriedigungsprozess zusteuerten. Fast drei Jahre lang war der Terrorismus so gut wie erloschen – bis die Feindschaft nach dem Tode Itzhak Rabins neu aufloderte.

Warum befördert die Weltgemeinschaft diese mörderische Gewaltspirale seit Jahren durch Tatenlosigkeit? Ist das Motiv vielleicht das Gleiche, das die USA zur ahnungslosen Überwältigung durch den Terrorismus und anschließend zum unverhältnismäßigen Bombenkrieg gegen Afghanistan geführt hat? Schon war die Rede davon, die Vereinigten Staaten könnten sich in die verhängnisvolle Rolle eines Groß-Israel hineinverstricken. Das Kriegselend für Hunderttausende auf der Flucht und ohne zureichende Versorgung ist geeignet, in den Zentren des Islamismus neuen Hass und neuen Terrorismus zu schüren, das heißt eine Gewaltspirale von verheerendem Ausmaß in Gang zu setzen.

Die geistige Grundlage wäre dann die Gleiche wie jene, die in Nahost den Teufelskreis der Destruktivität in Gang hält. Nämlich das Verharren auf einem egoistischen Herrschaftswillen, der die Notwendigkeit einer gerechten gemeinsamen Ordnung verleugnet, in der auch die Schwächeren als gleichberechtigt und ebenbürtig anzuerkennen sind. Das macht allerdings für eine Kultur, in welcher der Bemächtigungswille zum Leitmotiv eines unerbittlichen Konkurrenzsystems geworden ist, ein radikales und schmerzliches Umdenken nötig.

Die Alternative ist ein soziales Menschenbild, das vom Prinzip der Gerechtigkeit getragen wird. Die neue globalisierungskritische Bewegung lässt erkennen, dass das Bedürfnis nach einem alternativen Gemeinschaftsbewusstsein rapide anwächst. Die Ungerechtigkeiten einer Welt-Unordnung, die von den Machtegoisten der Global Players gesteuert wird, wecken Ängste, aber zugleich auch Widerstandskräfte. Vornehmlich aus der Jugend, aber auch aus älteren Generationen stehen Menschen auf, denen der ungebändigte globalisierte Neoliberalismus unheimlich geworden ist. Da die offizielle Politik, weitgehend der Herrschaft des Geldes erlegen, obendrein durch kurzsichtige Machtrivalitäten im Parteienkampf gelähmt, zu einer Zähmung der globalisierten Verwilderung weitgehend unfähig erscheint, hat sich nun eine internationale Bewegung der Globalisierungskritiker auf den Weg gemacht, die eine gerechtere Weltordnung erkämpfen will. Ich habe mich selbst dieser Bewegung angeschlossen und werde am Ende des Buches darüber mehr sagen.

Beginnen werde ich indessen mit ganz einfachen Erfahrungen aus der Praxis als Psychoanalytiker und Familientherapeut. Ich fing an, an dem klassischen individualistischen Menschenbild zu zweifeln, das wie überall sonst auch in der Psychoanalyse das Denken maßgeblich bestimmte. Vielleicht ist es gar nicht richtig, dass die Seele im Individuum wie in einer Kapsel eingeschlossen ist? Vielleicht muss man sich seelisches Leben von vornherein als einen durchgängigen Zusammenhang *zwischen* den Menschen vorstellen, aus dem keiner herausfallen kann, ohne zugrunde zu gehen? Dann ist das Wir das primäre, innerhalb dessen sich das Ich entwickelt, das aber nie anders existieren kann als in der Gegenseitigkeit. Hilfsbedürftigkeit und Hilfsbereitschaft sind im Lebensverlauf des Einzelnen und im Zusammenleben die entscheidenden Bindungskräfte, die erst Gemeinschaft miteinander und mit der Natur möglich machen.

Ursprünglich waren es schlichte Beobachtungen in meiner Praxis als Leiter einer Beratungs- und Forschungsstelle für seelisch gestörte Kinder und Jugendliche, die mir eine sozialpsychologische Betrachtungsweise abforderten. Ich lernte, dass ich die Wurzeln kindlicher Auffälligkeiten oder psychosomatischer Symptome fast immer in Beziehungsproblemen aufspüren konnte. Die Kinder dekompenzierten in unbewussten Dialogen mit Müttern, Vätern oder anderen maßgeblichen Bezugspersonen. Ich fing an, die dargebotenen Probleme von vornherein in ihrer Mutualität zu verstehen. Schon in der Säuglingszeit beginnt diese Gegenseitigkeit, der nonverbale Dialog, wie ihn René Spitz genannt hat. Es ist ein Zusammenspiel zwischen Mutter und Kind mit dem Austausch von Nehmen und Geben, von wechselseitigen Befriedigungen, aber auch Zurückweisungen und Frustrationen. »Man könne sagen«, so ist bei E. H. Erikson zu lesen, »dass ein Kind ebenso seine Familie beherrscht und erzieht, wie umgekehrt die Familie das Kind. Eine Familie kann kein Kind erziehen, ohne auch von ihm erzogen zu werden.« Aber dieser Austausch kann misslingen, kann in unbewusst gesteuerte Machtkämpfe ausarten, die in der Asymmetrie der El-

tern-Kind-Beziehung am ehesten auf der Seite des Kindes in Form von Symptomen sichtbar werden.

So lernte ich also das Freud'sche Vorstellungsmodell von einem geschlossenen individuellen seelischen Apparat, in dem sich alle Funktionen abgetrennt von der Außenwelt abspielen, durch ein alternatives Bild vom seelischen Geschehen zu ersetzen, nämlich eben durch die Annahme, dass die Menschen mit ihren seelischen Prozessen von vornherein miteinander vernetzt sind und dass die scheinbar natürliche Vorstellung von einer Abkapselung voneinander Ausdruck eines unbewussten egozentrischen Lebensgefühls ist. Ich fand mich in dieser Sicht eng verwandt mit der Theorie Schopenhauers, der die These einer absoluten Scheidewand zwischen Ich und Außenwelt auf eine misstrauische Grundeinstellung zurückführt, wohingegen eine Grundhaltung des Vertrauens die soziale Verbundenheit des Einzelnen und seine innere Verwandtschaft mit allen anderen Wesen enthülle. Schopenhauer leitete diese Auffassung von dem »ethischen Urphänomen« des Mitleids ab, das unleugbar die primäre Verknüpfung allen seelischen Lebens beweise.

Wenn ich als Psychoanalytiker begann, seelische Störungen und Krankheiten stets in psychosozialen Zusammenhängen zu begreifen, zunächst als Ausdruck von ungelösten innerfamiliären Konflikten, was bedeutete das dann für meine Rolle als Therapeut? Ich war dann nicht länger abgehobener Beobachter, der nur mit einer fachlichen Methode in das psychische Geschehen auf der Patientenseite hineinleuchtete, sondern ich musste mir eingestehen, dass ich trotz Befolgung der mir auferlegten Abstinenzregel als erkennbare und einfühlbare Person in die Behandlungsprozesse persönlich mit eingeschlossen war.

* * *

Ursprünglich sieht es so aus, als trenne eine himmelweite Kluft die psychoanalytische Betrachtung mikropsychologischer Prozesse von den Vorgängen in der Makrogesellschaft. Geht man aber davon aus, dass die Individuen, ob es ihnen bewusst ist oder nicht, unmittelbar miteinander vernetzt sind, dann können sie im eigenen Inneren entdecken, dass sie mit allem zu tun haben,

was sich an Dramen um sie herum abspielt. Dann erfasst sie zum Beispiel – wie unlängst – unmittelbares Mitfühlen mit den Opfern terroristischer Gewalt wie mit den unschuldigen Leidtragenden des Revanche-Krieges. Durch solche Gefühle verspürt jeder seine Mitverantwortung für die Gestaltung der menschlichen Gemeinschaft über alle Grenzen hinweg. Das hat der amerikanische Computerwissenschaftler Joseph Weizenbaum mit der Mahnung ausgedrückt:

»Zunächst muss jedes Individuum so handeln, als ob die gesamte Zukunft der Welt, der Menschheit selbst, von ihm abhängt. Alles andere ist ein Ausweichen vor der Verantwortung und selbst wieder eine enthumanisierende Kraft, denn alles andere bestärkt den Einzelnen nur in seiner Vorstellung, lediglich eine Figur in einem Drama zu sein, das anonyme Mächte geschrieben haben, und sich weniger als eine ganze Person anzusehen. Und das ist der Anfang von Passivität und Ziellosigkeit.«

Das klingt wie ein maßloser moralistischer Appell, als Aufforderung, sehr viel besser, stärker und mutiger sein zu sollen, als man ist. In Wahrheit ist es nur die Beschreibung einer Entdeckung, die jeder im eigenen Inneren machen kann, wenn er sich nicht von den tausend alltäglichen oberflächlichen Bevormundungen, Suggestionen, Einschüchterungen und Anpassungsverlockungen ablenken lässt. Am Beispiel des Schocks vom 11. September und den nachfolgenden Reaktionen wurde jeder für einen Moment oder auch nachhaltig durch die Erkenntnis aufgerüttelt, dass auch ihn anging, was da in New York und Washington passiert war. Jedem wurde plötzlich die eigene Verletzbarkeit deutlich und die Ahnung, dass auch die Macht der Stärksten nicht vor den Waffen der scheinbar Ohnmächtigsten schützt. Dass auch die errungene Unabhängigkeit durch die überlegensten Mittel der Selbstsicherung nur eine Illusion ist.

Was ist es, was momentan gerade eine neue kritische Bewegung auf die Beine bringt, die sich vor allem in der internationalen Organisation attac zusammenfindet? Was diese Scharen vor allem aus der jungen Generation bewegt, ist zunächst nichts mehr als das Empfinden und Denken, das Joseph Weizenbaum angesprochen hat. Es ist die Gewissheit, dass die Welt mit den Ungerechtigkeiten der Globalisierung und mit dem Terrorismus

eine Mitverantwortung eines jeden Menschen herausfordert. Die jungen Leute von attac werden nicht von wilden Revolutionsideen angetrieben wie damals die Studenten von 1968. Sie fühlen sich in der Spaßkultur und im Zustand des untätigen Zuschauens nicht mehr mit sich selbst im Reinen. Man könnte also auch sagen, sie suchten im Grunde eine Therapie. Aber eben nicht eine als passives Betreut-werden, sondern als politische Selbsthilfe-Bewegung. Sie halten die Welt, wie sie ist, nicht mehr aus. Deshalb haben sie für ihren Berliner attac-Kongress im Oktober 2001, zu dem sich am Ende mehr als 3000 Teilnehmer einfanden, das Motto gewählt: »Eine andere Welt ist möglich!«

Unter dem Eindruck der Tradition, dass immer erst eine schlüssige Theorie her müsse, um eine ernst zu nehmende politische Bewegung zu fundieren, macht sich eine gewisse Scham unter den jungen Globalisierungskritikern bemerkbar, noch kein ausgearbeitetes einheitliches Konzept für ihr Anliegen zur Hand zu haben. Aber eines ist schon deutlich: Sie sind mehr von einem *Pro* als von einem *Anti* her motiviert. Deshalb haben sie schon einen ganzen Katalog von Einzelforderungen vorzuweisen: Entschuldung der armen Länder, weg mit den Steueroasen, Besteuerung der gigantischen Spekulationsgewinne, Abschaffung der Benachteiligung der armen Länder durch die WTO (Welthandelsorganisation). Aber dann kamen der 11. September, der nachfolgende Krieg gegen Afghanistan und ein bedrückendes Flüchtlingselends als Folge der Bombardierungen. Spontan öffnete sich attac deutlicher als zuvor auch für die Ziele der Friedensbewegung – eine Entwicklung, die zu der Einladung an mich führte, den Berliner attac-Kongress mit einer Rede zu eröffnen.

* * *

Später werde ich auch noch repräsentative Untersuchungen vorstellen, die zumindest in unserem Land auf einen allmählichen Abschied von der puren Ich-Gesellschaft und auf ein Suchen nach einer sozialeren Wir-Gesellschaft hindeuten. Mag davon auch erst wenig, wenn überhaupt etwas, in den Strukturen der Ökonomie zu spüren sein – was sich da an Neuem in den Men-

schen rührt, ist jedoch unverkennbar. Anscheinend trifft vorläufig nicht zu, was Richard Sennett befürchtet hatte, nämlich eine automatische Charakterdeformierung durch die laufenden Umbrüche in der Wirtschafts- und Arbeitswelt und durch die damit verbundene Zerreißung und Fragmentierung von Biographien. Glaubt man den nachfolgend zu berichtenden sozialpsychologischen Befunden und nimmt man den Aufschwung der Globalisierungskritiker ernst, dann sieht es eher nach einem erwachenden Widerstreben gegen die vereinnahmenden Mächte der Ökonomie aus. Die Einzelnen suchen wieder mehr Nähe, festere langfristige Bindungen, sie wünschen sich Verlässlichkeit und wollen erst einmal eigene Verlässlichkeit beweisen. Mag die Wirtschaft sich auch maximal verbiegbare Typen wünschen, die Menschen scheinen eher dagegenzuhalten. Die Gegenwehr etwa in der Form der attac-Bewegung dürfte sich, wenn nicht alles täuscht, bald noch viel deutlicher vernehmbar machen als schon unlängst in Seattle, Göteborg und Genua.

2.

Alles Leben vollzieht sich in Gegenseitigkeit Zwei klinische Beispiele

Als ich, 29-jährig, 1952 meine Tätigkeit als Leiter einer Beratungs- und Forschungsstelle für seelische Störungen im Kindes- und Jugendalter in Berlin aufnahm, war ich auf die übliche Praxisform in derartigen Institutionen vorbereitet: Untersuchung und gegebenenfalls Therapie der Kinder, daneben erzieherische Beratung der Mütter bzw. Eltern. Es ist ein Schema, das aus der Medizin entwickelt worden ist. Der Symptomträger ist der Patient. Seinem Wohl hat der Therapeut zu dienen. Zur Unterstützung dieses Vorhabens werden begleitende Angehörige informiert und beraten.

Nun lernte ich aber bald die Grenzen dieses Arrangements kennen, das sich nichtsdestoweniger überwiegend bis heute fortgeerbt hat. Es vollzieht eine Spaltung, die zwar der biologischen Definition von Krankheit und der entsprechenden Organisation von Therapie angemessen ist. Aber psychische Störungen oder Krankheiten, zumal im Kindesalter, entstehen in hoher Zahl aus Beziehungskonflikten, spielen sich also bei genauerem Hinsehen *zwischen* Menschen ab. So konnte ich z. B. die allermeisten der uns in der Institution vorgestellten Kinder nur verstehen, wenn ich aus ihren Problemen ursächliche häusliche Konflikte herauslas. Oft war der Dialog zwischen Mutter und Kind schwerwiegend gestört, etwa dadurch, dass die Mutter das Kind unbewusst dafür in Anspruch nahm, sich selbst von ungelösten Konflikten entlasten zu wollen, etwa von Selbstvorwürfen, unerfüllten Erfolgswünschen, Eheschwierigkeiten, Isolationsgefühlen usw.

Wenn Mütter bzw. Eltern in der Sprechstunde auftauchten, horchte ich nun genauer hin, mit welchen Worten sie den Grund ihres Kommens einleitend erläuterten. Verblüfft war ich, wie oft

ich daraus schon erahnen konnte, dass und wie die Mütter oder Väter in die Symptome des Kindes verwickelt waren, dem angeblich allein geholfen werden sollte. Vielfach wollten die Eltern das Kind gar nicht gesünder, nur besser angepasst an die eigenen Wünsche sehen. Und sie verstanden nicht, dass das Kind gerade aus innerem Aufbegehren gegen dieses Ansinnen krank geworden oder aus der Bahn geworfen war.

Zwei unveröffentlichte Beispiele aus der Praxis mögen das erläutern. Es handelt sich um Mütter, die ihre neurotisch gestörten Söhne vorstellen. Wie sie das tun mit den ersten Worten, lässt sich, wie sich dann zeigt, schon als Überschrift des jeweiligen Falles lesen: Das Kind ist nicht so, wie es sein soll. Und weil es nicht so sein will, wie es soll, wehrt es sich. Aber weil es in dem Machtkampf der ohnmächtigere Teil ist, bleibt die Gegenwehr in den jeweiligen Symptomen stecken.

Die 32-jährige Frau M. stellt ihren siebenjährigen Sohn Reinhard (sie spricht immer nur von »Reinichen«) wegen Stotterns vor. Es ergibt sich, dass zuerst der Junge allein aus dem Wartezimmer ins Untersuchungs- und Spielzimmer geholt wird. Erst eine halbe Stunde später betritt die Mutter das daneben liegende ärztliche Sprechzimmer. Nach der Begrüßung fragt sie sofort: »Na, ist er friedlich, Herr Doktor?«

Tatsächlich hatte sich der Junge im Spielzimmer vollkommen ruhig verhalten. Auch wenn es anders gewesen wäre, hätte die Mutter es im Wartezimmer nicht wahrnehmen können.

Die Bemerkung »Na, ist er friedlich?«, erweist sich später als die Titeliüberschrift der Mutter-Kind-Beziehung.

Weit über ein Jahr hinaus hat die Mutter Reinhard gestillt. »Ich hätte es noch länger gemacht, aber da wurde er zu frech, fing an zu beißen. Er wurde dann allmählich auch zu schlau. Kam mit der Rutsche an und knöpfte mir die Bluse auf. Die Kinder nehmen sich dann, was sie wollen.« Reinhard fing mit zwei Jahren an zu sprechen. Als Fünfjähriger begann er zu stottern. Kontakt mit anderen Kindern war gering. Der Junge wurde zu Hause von der Mutter oder der Oma betreut. Wenn man ihn auf die Straße ließ, wurde ihm eingeschärft, nicht mit »frechen Kindern« zu spielen, »die mit Schmutzwörtern schmeißen«. »Es gibt

ja auch vernünftige Kinder.« Auf die vorsichtige Frage des Therapeuten, ob sie es gut finde, den Jungen, gerade als Einzelkind, schon so betont auf »Vernünftigkeit« hin zu erziehen, kommt gleich die ungeduldige Antwort: »Anders erziehen können wir beide (Eltern) nicht. Das hat meinem Mann noch nie gelegen und mir auch nicht. Bei uns muss alles Hand und Fuß haben.« Als sie hört, dass der häusliche Umgang mit dem Jungen für dessen Sprachstörung wohl von Belang sei, wendet sie schroff ein: »Das könnte ich eigentlich nur verstehen, wenn bei uns zu Hause Unordnung herrschen würde.«

Reinhard setzt im Szenotest einen kleinen Jungen auf den Liegestuhl. Vor dem Liegestuhl baut er den Hund auf, das Huhn (er ist einmal sehr erschreckt worden, als im dritten Jahr ein Huhn an seinem Rücken hoch flatterte), den Fuchs und das Krokodil. Alle Tiere sind mit dem Gesicht auf den Jungen gerichtet, aber durch zwei zu einer Mauer zusammengefügte Bauklötzer gegen ihn abgeschottet. Eigentlich habe er Tiere gar nicht gern, bemerkt Reinhard. Das drückt sich auch in der Szene aus, in der die Tiere eher feindlich und bedrohlich erscheinen. Er spiele gern Ball, erklärt Reinhard. »Aber nicht mit frechen Jungen, die hauen immer.«

Man merkt ihm an, dass in ihm mehr Motorik steckt als er herauslässt. Wie in der Sprache, so ist er im gesamten Ausdruck verkrampt und unsicher. Da man ihn nur als »friedliches« Kind haben will, sperrt er in seinem Innern alle Tiere, d. h. seine aggressiven Impulse von sich ab und versucht ganz der passive, ruhige (auf dem Liegestuhl sitzende) Junge zu sein. Der Eindruck von »Altklugheit« wirkt als Produkt der adressierten »Vernünftigkeit«. Jedenfalls bestätigt sich, was die Mutter mit ihrer Eingangsfrage »Na, ist er friedlich?«, schon angekündigt hatte: Obwohl sie in die Sprechstunde mit dem erklärten Anliegen kommt, dass man den Jungen von seinem Stottern kurieren möge, verrät sie unbewusst einen ganz anderen Anspruch, nämlich dass dem Jungen beigebracht werden möge, noch »friedlicher« zu werden und nicht mit Schmutzwörtern zu schmeißen. Ihr eigentliches Thema ist die Angst vor einer Bedrohung der aggressionsunterdrückenden, zwangsneurotischen Familienatmosphäre.

Eine zweite Fallskizze:

Die 37-jährige Mutter (Abiturientin, Sekretärin in der Redaktion einer großen Tageszeitung) des elfjährigen Hans (Überweisung wegen eines Facialis-Tics) eröffnet ihre Geschichte mit den Sätzen: »Der Junge ist sehr sensibel. Er kann sich schlecht freuen.« Erst anschließend erwähnt sie seinen Tic, sein nervöses Gesichtszucken, das Anlass der Vorstellung ist.

Hier wird die initiale Bemerkung, der Junge könne sich »schlecht freuen«, zu einem Schlüssel des Falles. Freudlos, das könnte erwarten lassen, Hans leide an Verstimmungs-Zuständen. Aber davon kann keine Rede sein. Wie sich im weiteren Gesprächsverlauf zeigt, meint sie, dass der Junge sie mit einem ihr gegenüber distanzierteren bis abweisenden Benehmen enttäuscht. Der zwei Jahre jüngere kleine Bruder sei viel »sonniger« und werde von der ganzen Umgebung vergöttert. Hans müsse jedes Mal erst ermahnt werden, Danke zu sagen. Gelegentlich sei er regelrecht niederträchtig. Denn wenn sie, die Mutter, mit ihm schimpfe, komme es vor, dass er trotzig die Lippen bewege. Er habe dann bestimmt etwas Widerspenstiges im Kopf, komme damit aber nicht heraus. Überhaupt sei er viel verschlossener als der offenerherzige Kleine. Übrigens habe Hans mitunter auch »furchtbaren Mundgeruch« (wovon bei der Untersuchung aber nichts festgestellt werden kann).

In der Wortwahl, sich »schlecht«, statt sich »schwer« freuen, steckt also gleich ein unabsichtliches, bedeutungsvolles Geständnis der Mutter. Sie findet es schlecht, wie er sich ihr gegenüber verhält, dass er ihr so wenig Freude macht. Warum ist er nicht genauso sonnig wie der kleine Bruder?

Wie nicht anders zu erwarten, lässt die Untersuchung erkennen, dass Hans heftige Eifersuchtsgefühle auf seinen kleinen Bruder hegt. Er selbst ist mit der Mutter offenbar wie in einem Teufelskreis verstrickt: Erst musst du mich lieben, dann brauche ich dich nicht mehr mit meinem Trotz zu ärgern. Die Mutter sieht es genau umgekehrt: Nur wenn du dich mir aufschließt wie der Kleine, kann ich dich lieben. Im Grunde ist sie verzweifelt, denn um keinen Preis will sie so sein wie die Stiefmutter, die ihr die eigene Kindheit zur Hölle gemacht hatte. Sie will gut sein. Deshalb ringt sie um Vorwände – bis hin zu dem »furchtbaren

Mundgeruch« –, um ihren Hass vor sich zu rechtfertigen. Natürlich spürt Hans, dass er die Mutter trifft, wenn er sich ihr gegenüber wie ein lebendiger Vorwurf benimmt. Dann spürt er etwas von Macht. Kann er sie schon nicht liebevoll stimmen, dann wenigstens bestrafen. So bewegen sich beide in einem sadomasochistischen Zirkel.

So weit diese kasuistischen Skizzen. Zwei Mütter, die sogleich verraten, dass es ihnen eigentlich nicht um die Befreiung der Söhne von ihren psychomotorischen Symptomen, sondern von einer Haltung geht, unter der die Mütter persönlich leiden. Reinhard soll friedlicher, Hans liebevoller werden. Reinhard zeigt an, dass er mit seinen inwendig eingesperrten Tieren nicht gesund weiterleben kann, und Hans kann seine Protesthaltung nicht aufgeben, weil er allein damit mütterliche Zuwendung erpressen kann.

Wie auch immer: In beiden Fällen steckt das Problem in einer Beziehungsneurose. Das Kind als der jeweils schwächere Partner dekompenziert mit einem sichtbaren Symptom. Aber der weniger sichtbare Anteil der Mutter ist unverkennbar. Man kann ihr erzieherische Ratschläge erteilen. Aber wenn man sie nicht als Mitpatientin versteht und ihr hilft, das Kind aus der jeweiligen überlastenden Rolle zu entlassen, wird man bei ihr wenig erreichen. Die Mutter von Hans deutet ja auch bereits an, welches eigene Problem sie hindert, mit dem Sohn toleranter umzugehen. Sie ahnt, dass sie an den Jungen die Ablehnung weitergibt, die sie einst von ihrer Stiefmutter erfahren hatte. Um nicht Hans ewig weiter dafür büßen zu lassen, was noch an Gekränktheit in ihr steckt, muss sie erst Gelegenheit bekommen, mehr über ihre persönliche Kindheitsgeschichte zu sprechen. Erst wenn sie sich als Mitpatientin angenommen fühlt und nicht mit pragmatischen Ratschlägen nach Hause geschickt wird, besteht Aussicht, das chronische gemeinsame Zerwürfnis aufzulösen, indem beiden geholfen wird, den unbewussten Kampf in Form der wechselseitigen Bestrafungen aufzulösen. Der Therapeut kann ermutigend und klärend dabei helfen.

3.

Ich oder Wir?

Wenn sich wie in den beiden klinischen Beispielen ein neurotisches Geschehen als dialogische Störung zwischen Partnern entlarvt – mit unbewusst ausgetauschten Fragen und Antworten, mit Forderungen und versteckten Verweigerungen, mit Einschüchterungen und verklausulierter Widersetzlichkeit –, dann erweitert sich das psychologische Betrachtungsfeld. Der Therapeut hat nicht mehr allein den von Freud so genannten psychischen Apparat eines Individuums vor sich, sondern eine Beziehungsstörung. Die intraindividuellen Prozesse der Partner werden durch transindividuelle Prozesse überformt. Die klassische Modellvorstellung Freuds von einem Konfliktgeschehen, das in der geschlossenen Innenwelt des Einzelnen abläuft und dort allein repariert werden könnte, reicht nicht mehr aus. Eher hilft das Bild von einem Netzwerk ausgetauschter unbewusster Botschaften. Was im Einzelnen stattfindet, kann man nicht zutreffend verstehen ohne seinen Stellenwert in einem dialogischen Vorgang.

Als wir bereits in den 50er Jahren an der Berliner Beratungs- und Forschungsstelle damit anfangen, eine psychoanalytische Familientherapie zu erproben, kam uns nicht in den Sinn, damit das Fundament der Theorie Freuds in Frage zu stellen. Denn deren Kernstück ist und bleibt die Lehre vom Unbewussten. Unsere neue Sichtweise bedeutete ja nichts anderes, als unbewusste Vorgänge über das Individuum hinaus in sozialen Beziehungen zu verfolgen. Allerdings begriff ich allmählich, dass dies doch mehr war als eine fällige Erweiterung des gewohnten analytischen Blickfeldes. Das machten mir die Kollegen an meinem psychoanalytischen Ausbildungsinstitut klar, das ich seit 1959 leitete. Sie bedeuteten mir, es sei eine unzulässige Grenzüberschreitung, psychische Konflikte und Störungen nicht mehr im

seelischen Binnenraum einer Einzelperson zu begreifen und zu therapieren, sondern von vornherein als Beziehungsprobleme. Die Psychoanalyse habe es jedoch nur damit zu tun, wie das individuelle Ich sich mit seinen inneren Instanzen Es und Über-Ich auseinander setze und wie es mit den inneren Abbildungen der Außenwelt umgehe. Aber die Außenwelt als solche bleibe eine abgetrennte »materielle Realität« außerhalb des Gegenstandsbereiches der Psychoanalyse. Man hielt mir entgegen, was Anna Freud, nach dem Tod ihres Vaters so etwas wie Cheftheoretikerin der Vereinigung, mit großer Entschiedenheit lehrte. Nämlich, dass für die kindliche Entwicklung die Eltern weniger in ihren individuellen persönlichen Eigenschaften wichtig seien, vielmehr vornehmlich als Träger allgemeiner gesellschaftlicher Rollen. Entsprechend gab es an der Londoner Hampstead-Clinic, die Anna Freud leitete, als Therapieform nur die reine Kinderanalyse und keine Familientherapie.

Aber ich hatte die Wechselwirkung unbewusster Prozesse in den Familien täglich vor Augen. Und wir konnten mit dem beziehungspsychologischen Denken erfolgreich arbeiten. So wagte ich mich sogar mit einem Vortrag über Erfahrungen mit kindlichen Ess- und Verdauungsstörungen, die aus unbewussten Machtkämpfen mit den Müttern hervorgingen, 1957 auf den Kongress der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung in Paris, erntete damit bei einigen interessierte Aufmerksamkeit, bei den meisten höfliche Nicht-Beachtung. Für mich blieb die Frage: Warum trug die offizielle Psychoanalyse den unbewussten Wechselbeziehungen etwa zwischen Mutter und Kind keine Rechnung? Warum sollte es allein den Psychoanalytikern vorbehalten sein, in das kindliche Unbewusste hineinzuschauen und hineinzuwirken? Lag vielleicht der Grund darin, dass die Therapeutinnen in der Therapie an die Stelle der Mutter treten wollten?

Wohlweislich bewahrte ich diese Frage vorläufig in mir, weil ich mir damals noch keine Auseinandersetzung mit den Mächtigen der Vereinigung zutraute. Aber in der praktischen Anwendung des beziehungspsychologischen Ansatzes ließ ich mich nicht beirren. So entstanden die Forschungen, die 1960 zu der Arbeit »Die narzisstischen Projektionen der Eltern auf das Kind« und 1963 zu »Eltern, Kind und Neurose« führten.

Währenddessen dachte ich immer wieder über meine eigene Rolle als Therapeut gestörter Familienbeziehungen nach. War ich in diesem Geschehen nur sachlich operierender Fachmann oder nicht auch zugleich Teil der Gruppenprozesse? Musste ich nicht annehmen, selbst als Person zumindest teilweise mit meiner Befindlichkeit und meinen Einstellungen für die Patienten durchschaubar und einfühlbar zu sein? Ich mochte mich noch so professionell abstinent verhalten, gleichwohl gab ich sicherlich unbewusst mehr von mir selbst zu erkennen, als ich mit meinen therapeutischen Fragen und Deutungen kundtat. Auf diese Idee brachte mich unter anderem die Entdeckung, dass ich zu Hause gelegentlich auf eines meiner drei Kinder mit unangemessenen Gefühlen oder Erwartungen reagierte, die unbewusst aus meiner eigenen Verfassung herrührten. Manchmal lenkte mich meine wachsame, wiewohl nicht psychoanalytisch trainierte Frau darauf, dass ich etwas in die Kinder hineinsah, was sie als Vorurteil durchschaute.

Natürlich bleiben auch lehranalytisierte Therapeuten durchschnittliche Menschen mit diversen Eigenheiten, Ängsten, Idiosynkrasien und Vorurteilen, auf die sie jederzeit aufpassen müssen, anstatt sie in professioneller Selbstidealisation zu verleugnen. Denn in dem asymmetrischen Machtverhältnis der Therapie können solche Anfälligkeiten fraglos Schaden stiften. Psychoanalytiker sind durchaus nicht gegen die Versuchung gefeit, Patienten in eine ihnen selbst genehme Rolle hineinzutheraupieren bzw. Warnsignale auszusenden, wenn sie sich selbst an wunden Punkten getroffen fühlen. Daraus können durchaus ähnliche Konflikte wie jene erörterten zwischen Eltern und Kindern entstehen. Empfindsame Patienten trachten dies dadurch zu vermeiden, dass sie sich den gespürten Vorlieben oder Animositäten des Therapeuten anzupassen lernen – zum Schaden der eigenen analytischen Entwicklung.

Aber werden diese Aspekte des Machtproblems in therapeutischen, Erziehungs- und Betreuungsverhältnissen überhaupt genügend reflektiert? Eine rhetorische Frage. Denn jeder sieht, dass dies nicht der Fall ist. Man tut so, als gehe es so zu, wie es sein sollte, als richteten sich wohlstandige Eltern, Therapeuten, Betreuer aller Art ständig danach, was dem Wohl der jewei-

ligen Anvertrauten oder sich Anvertrauenden dienlich ist. Nur drastischer und spektakulärer Machtmissbrauch wird gelegentlich skandalisiert und geahndet. Aber die kleinen alltäglichen Erpressungen, Einschüchterungen und psychologischen Manipulationen in Ausnutzung von Abhängigkeiten bleiben meist unbeachtet.

Nun hat die psychoanalytische Familientherapie an einer Stelle den Vorhang vor solchem sublimen Machtmissbrauch gelüftet. Sie hat die weit verbreitete Gewohnheit von Eltern aufgedeckt, durch Überstülpen persönlicher Bedürfnisse die Eigenentfaltung von Kindern in vielfachen Varianten zu stören. Sie hat durch diese Entlarvung aber ein Tabu verletzt, nämlich das Verschweigen der weit verbreiteten Ausnutzung von Abhängigkeiten in helfenden Beziehungen. Die Wahrung dieses Tabus war es wohl auch an erster Stelle, die es der psychoanalytischen Schule schwer machte, sich auf die in »Eltern, Kind und Neurose« vorgetragene Sichtweise einzulassen.

* * *

An dieser Stelle wird es sich ein Leser noch schwer vorstellen können, wie dieses mikropsychologische Studium von Machtverhältnissen und verschwiegenem Machtmissbrauch in helfenden Beziehungen zum Ausgang einer Fragenkette werden kann, die schließlich auf manchen Umwegen zu Betrachtungen über den Bemächtigungswillen als Hauptantrieb unserer Kultur schlechthin führen wird. Solchem Weiterdenken stellt sich zunächst das tabugeschützte Vorurteil entgegen, das in der Form unseres klassischen individualistischen Menschenbildes Gestalt angenommen hat. Das Einzige, dessen sich der Mensch gewiss sein könne, sei sein individuelles Selbstbewusstsein und alles, was er so deutlich erkennen könne wie mathematische Wahrheiten. Mit diesem von René Descartes vor dreieinhalb Jahrhunderten beschriebenen Bewusstsein trat das Individuum in der Renaissance aus seiner mittelalterlichen Gotteskindschaft heraus. Alles, was er in sich noch an Gebundenheit wahrnahm, an Abhängigkeit, Ohnmacht und Hingabe, strebte er zu überwinden, und heraus kam dann das Menschenbild eines »homo clausus«,